

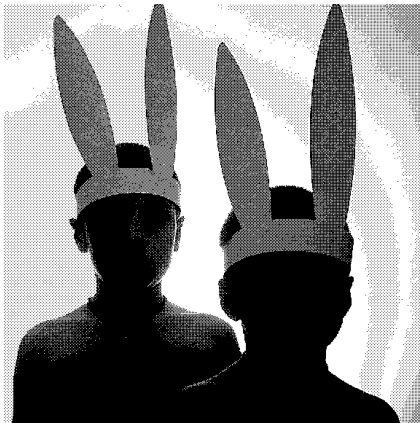
KULTUR



Der neue Leiter des Zürcher Kammerorchesters über China, die Arbeit und das Glück. 51

Zeitschriften ist weit verbreitet, in Schweden gibt es nun sogar einen Verein für Geistesabwesende. 52

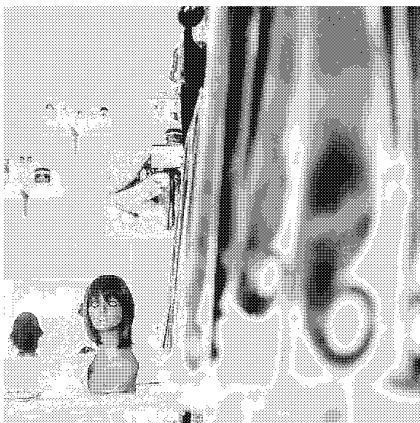
Sozial-Konsum: Das sollten Mieter wissen. Eine kleine Einführung ins Mietrecht. 53



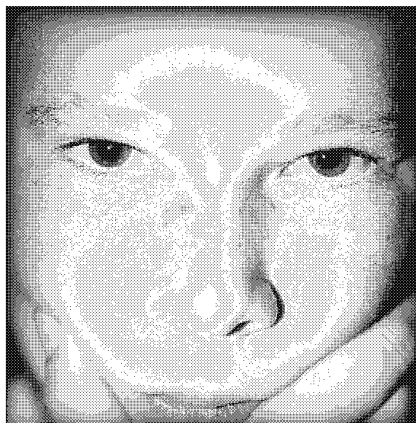
Caroline Minjolle: «Rendez-vous».



Yann Amstutz: «Unterschwellig».



Susanne Rüfenacht: «Lux beautés».



Bruno Messrine: «Porträts, nackt».

Moderat moderiert

Geglickter Start: Iris Radisch hatte ihren ersten Auftritt als Leiterin des «Literaturclubs» im Schweizer Fernsehen.

Von Guido Kalberer

Am Schluss der Sendung wurde es richtig heftig, Alex Capus, der Gast aus Olen, ging voll in die Offensive und attackierte seinen Schriftstellerkollegen Thomas Hörlimann frontal. Bei den Figuren im neuen Roman «Vierzig Rosen» handle es sich um Pappkameraden, «papierene und eindimensionale». Das Buch sei auf hohem Niveau misslungen und nichts weiter als «Rosamunde Pilcher für Deutschlehrer». Das war krass – genauso mutig wie gewagt für einen Autor, der um das rückische Eigenleben von Wörtern weiss: Nicht selten kehren sie zurück – als Bumerang.

Diese eingemessen brenzlige Situation kurz vor halb elf Uhr war der Testfall für Iris Radisch, die neue Moderatorin des «Literaturclubs» im Schweizer Fernsehen. Wie würde sie, nachdem Gunhild Kübler Hörlimann als einen «grossen Köhner», als einen «Romanarchitekten» bezeichnet hatte, mit dem harten Urteil des Gastes umgehen? Würde sie ihn in den Senksteinen und desavouieren? Oder würde sie einfach das Wort und damit die Verantwortung an Hardy Ruoss delegieren? Iris Radisch machte am Dienstagabend genau das Richtige: Sie widersprach, ohne Capus blosszustellen. Bei den Figuren handle es sich um Karikaturen; Thomas Hörlimann führe bewusst eine ironische Feder – und knüpfe damit an Thomas Mann an. Es sei der Saite zu verneken, dass der Roman alles andere als platt sei: «Vierzig Rosen», diese «Geschichte einer Versteinerung», habe sie von allen vier in der Sendung vorgestellten Büchern am liebsten gelesen.

Brillante Vermittlerin

Diese Souveränität in der Sache und im Ton hat sich Iris Radisch, Literaturchefin bei der Wochenzeitung «Die Zeit», im Laufe des Abends sukzessive erarbeitet. Sie hat moderat moderiert: Im richtigen Augenblick unterbrochen und das Wort ergriffen. Stärker als ihr Vorgänger Roger Willemssen, der sich in seinen rhetorischen Kunststücken mitunter selbst bespiegelte, spielte sie die Vermittlerrolle brillant. Nach einem etwas fähig-hektischen Einstieg ins Gespräch fand sie sich schnell zurecht in dem für sie nicht ganz neuen Format (sie gehörte bereits zum «Literarischen Quartett» des ZDF).

Natürlich durfte Günter Grass' «Beim Häuten der Zwiebel» nicht fehlen. Dieser Roman, der die Genese eines Künstlers in der Zeit von 1930 bis 1950 autobiografisch beschreibt, stiess auf geteilte Zustimmung. Das Buch, so Gunhild Kübler analytisch gekannt wie immer, kippte auf Seite 219, wo der Autor zwischen den Überlebenden des Holocaust und anderen Überlebenden keinen Unterschied mache: «Es fehlt ihm an Empathie». Auch Radisch bemerkte, dass Grass das Bekenntnis, bei der Waffens-SS gedient zu haben, nur anderthalb Seiten wert gewesen sei. Dabei stünde in dem fast 500-seitigen Buch so viel Nebensächliches. Für lesenswert hielt sie es dennoch – genauso wie Ruoss, der den Roman, dessen Auflage bereits in die Hunderttausende geht, als ein «warmes und reichliches Buch über Erinnerung» bezeichnete.

Bühnlich war das Lob für den letzten Gedichtband des kürzlich verstorbenen Robert Gernhardt. Hardy Ruoss zeichnete ein eindrückliches Bild des Frankfurter Dichters, den der Literaturbetrieb viel zu lange nicht ernst genommen habe. In «Später Spagat» zeige sich der Autor als Ernst- und Spassmacher, eine Mischung, die in der deutschen Literatur selten sei. Diese Empfehlung kontrastierte mit der Besprechung von Paulus Hochgatterers Roman «Die Süsse des Lebens», bei der die Sendung etwas ins Stocken geriet.

Wie weiter? Weiter so, Gunhild Kübler, die in ihrer letzten Sendung zeigte, welch grosse Lücke sie hinterlässt, sagte, dass der Roman von Grass gegen den Schluss «ausplämbert» – nicht so die TV-Runde.

Die grosse humanistische Geste

Die diesjährigen Bieler Fototage widmen sich dem Thema des menschlichen Gesichts – und des Menschenbildes allgemein.

Von Martin Jaeggi, Biel

«Die Rückkehr der Physiognomie» lautet das Thema der 10. Bieler Fototage, die an dreizehn über die Stadt verstreuten Orten stattfinden. Wie immer, wenn das Wort «Rückkehr» in einem Ausstellungstitel auftaucht, sehen wir uns mit einer grossen programmatischen Geste konfrontiert.

Vererbung und Veränderung

Dass es den Ausstellungsmachern um mehr geht als das menschliche Gesicht, wird bereits bei der Lektüre der Einleitungstexte klar. Im Zentrum steht der Mensch an sich, «der im Zeitalter von Genmanipulationen und unter der harten Forderung nach Effizienz immer stärker seine Einheit und Mitte verliert. Die FotografInnen gehen der körperlichen und der seelischen Identität von Personen nach, die sich vor die Objektive begeben haben.» Die Kuratorin Barbara Zürcher geht noch einen Schritt weiter und behauptet, dass seit dem deutschen Idealismus wesentlich die Künstler die Hüter des Bildes des Menschen als Einheit von Leib und Seele gewesen seien. Somit liege es nahe, nach dem aktuellen Menschenbild der Fotografen zu fragen.

Am überzeugendsten wirkt die Ausstel-

lung dort, wo sie sich ganz bescheiden und nachdrücklich mit Gesicht, Gesichtszügen und Gesichtsausdrücken beschäftigt und die Möglichkeiten und Grenzen ihrer fotografischen Abbildung auslotet. Insbesondere die im Musée Schwab gezeigte Gruppe von Barbara Davatz kreisen um Familienähnlichkeiten. In «Zwillinge» stellt sie eng gefasste Schwarzweissaufnahmen der Gesichter von Zwillingen einander paarweise gegenüber, während sie in «Gössen» frontale Aufnahmen von 12 Mitgliedern einer Familie vor neutralem Hintergrund zeigt, auf denen man verfolgen kann, wie sich körperliche Eigenschaften vererben und zugleich immer wieder leichte Veränderungen erfahren.

Während Davatz sich dem Thema «Familie» mit fast naturwissenschaftlicher Nüchternheit zuwendet, rollt Iren Stehli «Libano» in epischer Breite das Schicksal einer ischischen Romafamilie auf, und Caroline Minjolle inszeniert seit einigen Jahren in «Rendez-vous» mit liebevollem Witz einmal monatlich ihre zwei Söhne, die sich als Sciencefiction-Figuren und Pabewesen in Szene setzen.

Ergänzt werden die drei Arbeiten von Judith Stadlers Serie «Die beste Freundin». Sie zeigt Paare von FreundInnen im Teenageralter, wobei die Fotografien mittels Computer das Gesicht des einen Mädchens durch jenes des anderen ersetzt – die gespenstische Doppelpängerpaare, die von den Wirren adoleszenter Identitätssuche erzählt. Die Arbeiten im Musée

Schwab eröffnen ein Feld von Fragen zu Individuum und Gattung, Ähnlichkeit und Eigenheit, während gleichzeitig unterschiedlichste fotografische Bezüge zur Wirklichkeit in ein Wechselspiel treten.

An den weiteren Orten ist die Qualität der gezeigten Werke zu unterschiedlich, und die Bandbreite der Themen wirkt zu beliebig. Nichts ist so häufig fotografiert worden wie das menschliche Gesicht, und der Fortgang der Ausstellung verdeutlicht, dass nur formal durchdachte Menschenbilder, die die Geschichte des Porträts und die Möglichkeiten der Fotografie mitreflektieren, heute noch überzeugen können.

Nähe zur Sprache der Werbung

Die Multimedia-Arbeit von Enrique Muñoz García beispielsweise zeigt, wie sich Claude, ein sozial gut integrierter Junke, in seinem Badezimmer einen Schuss in seine vermarkten Beine setzt, sich badet, inmassiert und ausgiebig eincremt. García bricht die fast unerträgliche voyeuristische Nähe durch die Präsentation der Bilder in milchigen Leuchtkästen, die den Ausstellungsraum mit mäßig Badezimmerschall füllen, und einer Geräusch- und Wortcollage, die ebenfalls die Dimension des Raumes betont. Das anfängliche Befremden ob des Kontrasts der Eitelkeit Claudes und der Erbärmlichkeit seines geschundenen Körpers weicht langsam dem Gefühl einer fast schon zärtlichen Vertrautheit, das freilich nur durch die räumliche Inszenierung und den Verzicht auf eine Ästhetik fotografischer Unmittelbarkeit aufkommen kann.

Insgesamt entnüpelt sich die «Rückkehr der Physiognomie» als eine Rückkehr der unbedarften dokumentarischen Fotografie, die im Namen der Menschlichkeit auf flache Abbildungen und einfach gestrickte Metaphern setzt. Die fotografischen Entwicklungen der letzten Jahre werden gelehrt. So entdeckt man auf dem Grund eines Kanals mitten in der Stadt Fotografien aus einem Altersheim, mittelmässige Bilder, die aus einem Jahresbericht der Pro Senectute stammen könnten. Verwirrt fragt sich der Betrachter, was diese im Wasser zu suchen haben – bis ihn ein Schild darüber aufklärt, dass das Pflegen des Wassers eine Metapher sei für das Verliessen der Lebenszeit.

Das Beharren mancher Arbeiten darauf, dass Menschen jenseits aller Unterschiede doch einfach Menschen seien, kommt der Sprache der Werbung, die als Ausdruck der durchökonomisierten Gesellschaft gelten darf, gefährlich nahe. Das fotografische Abfeuern der Menschheit als grosser Familie hat spätestens seit Oliviero Toscani Benetton-Kampagne jeden kritischen Impuls verloren. Immer noch scheint aber einigen Fotografen und Kuratoren der Abschied von der grossen humanistischen Geste schwer zu fallen. Dass Arbeiten mit weit bescheideneren Absichten oft ein stärkeres und ehrlicheres Gefühl menschlicher Gegenwart und Eigenheit vermitteln, sollte ihnen zu denken geben. Denn auch vorzeitige Vernehmung kann un-menschlich sein.

Bis 1. Oktober

www.bielerfototage.ch